

„Zeitungspapier statt Tapeten“

Das Leben der Kleinbauern im Bachhäusl aus
Thumersbach

Unterlagen zum Schülerprogramm



SALZBURGER
FREILICHT
MUSEUM

Salzburgs größtes Museum



SALZBURGER
FREILICHT
MUSEUM

Salzburgs größtes Museum

Zeitungspapier statt Tapeten

Das Leben von Kleinbauern im Bachhäusl aus Thumersbach

Kurzinformation für LehrerInnen

Geeignet für:

8-10 Jahre

Dauer:

Ca. 1,5 Stunden

Inhalt:

Bauer war nicht gleich Bauer, es gab große soziale Unterschiede. Das Bachhäusl ist ein Kleinbauernhaus, eine Sölde. Die Bewohner waren auf einen außerlandwirtschaftlichen Nebenerwerb angewiesen um ihr Überleben zu sichern. In diesem Haus wohnte eine Familie mit drei Kindern, der Onkel des Vaters und ein Ehepaar „in der Wohnung“ (in Untermiete). Grundbesitz und Landwirtschaft waren klein, die Einrichtung war dementsprechend bescheiden und einfach. Im Freilichtmuseum wird das Bachhäusl im Zustand des Jahres 1943 gezeigt. Im Anschluss wird der Krallerhof, einst ein reicher Bauernhof, auf dem auch viele Dienstboten lebten, als Vergleich besichtigt.

Ziel/Intention:

Durch die einfache Einrichtung soll auf die Lebensweise der bäuerlichen Unterschicht eingegangen werden. Den Schülern sollen Armut und Bescheidenheit der Bewohner des Bachhäusls auch im Vergleich zum Bamerhof vermittelt werden.

Ablauf:

Einteilung der Klasse in 3 Gruppen und Erkunden des Bachhäusls anhand dreier Arbeitsblätter zu den Themen „Bauweise“, „Räume“, „Einrichtung“. Anschließend Besprechung der Gruppenergebnisse, die Museumsführerin erzählt vom Leben im Bachhäusl.

Materialien zur Vorbereitung:

Kurze Erzählungen von Personen, die ihre Kindheit in „Häusln“ vergleichbar dem Bachhäusl, verbracht haben. (Entnommen aus dem Buch „Häuslerkindheit“, herausgegeben von Therese Weber.

Aus: Therese Weber (Hg.): Häuslerkindheit. Autobiographische Erzählungen. (Aus der Reihe „Damit es nicht verloren geht...“, Bd. 3, hg. v. Michael Mitterauer). Böhlau, Wien 1984.

HERMINE HEMINEK (S. 191-194)

wurde 1907 in Trasdorf im Bezirk Tulln als 10. Kind einer Tagelöhnerfamilie geboren und verlebte hier ihre Kindheit.

Heute lebt sie in Wien.

Frau Heminek überließ ihre Aufzeichnungen dem Kinderweltemuseum in Schloß Walchen.

Geboren wurde ich am 11. 2. 1907 als 10. Kind einer Landarbeiterfamilie, damals Tagelöhner genannt, in Trasdorf, Bezirk Tulln. Wir hatten in der armseligen Keusche, die dem Bauern gehörte, nur eine Stube, das hieß, daß keiner von uns ein Bett allein benutzen konnte, meist zu zweit, oder wenn die Kinder noch kleiner waren, schlief auch noch eines am Fußende. Als es gar nicht mehr anders ging, wurde über die Nacht ein Strohsack auf den Fußboden gelegt. Im Sommer schliefen die Größeren auf dem Heuboden. Dabei waren die drei Ältesten schon aus dem Haus, als ich geboren wurde. Dann hatten wir noch eine sogenannte „Rauchkuchl“ mit offenem Feuer, auf die Roste wurden dann die Kochtöpfe gestellt sowie direkt in die Glut.

Das Geschirr bestand meist aus Gußeisen oder irdenen Töpfen.

Von einem warmen Raum konnte natürlich nicht die Rede sein, und bei Niederdruck drückte es den Rauch zurück in den Raum, so daß wir oft vor dem Qualm flüchten mußten. Man kann sich denken, daß es da nur rußgeschwärztes Geschirr und so gab.

Außerdem hatten wir noch sehr dürftige Stallungen für drei bis vier Ziegen, zwei bis drei Schweine und zirka zehn Hühner.

Dazu muß man sagen, daß das Häuschen an einen Berghang gebaut war, ohne Isolierung oder Unterkellerung. Von der Bergseite war die Stubenwand ein einziger Schimmel, und das Wasser rann im Winter nur so von den Wänden. Die Fußbodenbretter faulten ständig, so daß wir oft die blanke Erde hatten. Dazu kam noch, daß wir nur einfache Fenster hatten, die im Winter fest zugefroren waren, so daß sich ständig dicke Eiszapfen bildeten. An eine richtig warme Stube kann ich mich kaum erinnern.

Wir haben immer alle unsere Kleidungsstücke angezogen, um nicht zu frieren.

Mein Vater war ein sehr geschickter Bastler, er hat uns allen Holzschuhe gemacht, die waren wohl nicht schön, aber warm, die Füße mit Fetzen umwickelt. Da es damals natürlich keinerlei Arbeitslosenunterstützung gab (im Winter war wenig Arbeit) und schon gar keinerlei Kinderbeihilfe, so machte der Vater alles Mögliche, z. B. Körbe flechten aus Weidenruten, dann Besen aus Birkenreisig, das Material dazu holte er sich selbst von weit her; ebenso machte er Holzschlapfen, die wir dann bei den Bauern an den Mann bringen mußten. Da damals der Erste Weltkrieg und viel Not war, haben wir halt auch Tauschgeschäfte gemacht, ein Laib Brot und ein Stück Fleisch, etwas Mehl oder Schmalz.

Nun zurück zu meiner Kindheit: Als ich mit dreieinhalb Jahren bewußt zu denken begann, gab's in unserer Familie einen schweren Schicksalsschlag. Meine vierzehnjährige Schwester wurde beim Spiel der Burschen von einem Sechzehnjährigen angeschossen, wahrscheinlich ein Lungenschuß; da es keine Krankenkasse gab und meine Eltern arm waren, sagte der Arzt: „Die braucht kein Spital, die stirbt eh bald“. Und nachdem sie zu Hause drei Wochen gelitten hatte, brachte man sie nach St. Pölten ins Spital, wo sie bald an Sepsis starb. Meine arme Mutter wurde fast wahnsinnig vor Gram, und den Schock hat sie nie überwunden.

Ab dem Jahr 1913 ging ich dann nach Heiligeneich in die Volksschule. Eine Bürgerschule gab es damals nur in Zwentendorf und Tulln und kam für unsereinen nicht in Frage. Acht Jahre lang ging ich wie alle Schüler bei jedem Wetter mehr wie zwei Kilometer weit übers Feld in die nächste Ortschaft, meist unzulänglich gekleidet. Auch hatte ich wenig zu essen. Im Winter gab es bei einem Wirt für die armen Kinder Grattissuppe, täglich Erbsensuppe. Die besser gestellten Kinder erhielten bei einem anderen Wirt Rindssuppe gegen Entgelt.

Spielzeuge? Hatten wir nicht! Mit ein paar Holzstücken oder „Kugelscheiben“ waren wir zufrieden. Ich bekam einmal eine Puppe geschenkt, eine abgelegte, aber ich liebte sie sehr. Als ich sieben war, sagte meine Mutter: „Da gibt es so ein armes Kind, und du gehst schon in die Schule, kannst ihr doch die Puppe geben.“ Es tat mir weh, aber an Widerspruch hätte ich nicht einmal gedacht, und so sah ich oft wehmütig, wie meine Schulkameradinnen mit ihren Puppen spielten. Einmal brachte mir mein Bruder Hans einen schönen Gummiball aus Wien, auf den ich sehr stolz war. Und ein andermal brachte er mir ein schönes Märchenbuch.

Für kleine Dienstleistungen für den einen oder anderen Dorfbewohner erhielt ich ein paar Zuckerl oder ein Stück Schokolade, aber das war schon ein Fest.

Ansonsten hatten wir das einfachste Essen, das man sich denken kann. Hauptsächlich Milch und Brot, fast nie was drauf. Nur Weihnachten, wenn geschlachtet wurde, bekamen wir ein paar Mal Schmalzbrot. Sonst wurde gespart, mußte es doch für das ganze Jahr reichen. Viel Erdäpfel, Gemüse und Salat gab es; Obst nur im Sommer, wenn wir uns selbst welches suchten. Wenn es ein Unwetter gab, da wußten wir jeden Birn- oder Apfelbaum, da liefen wir Kinder um die Wette.

So alle zwei bis drei Monate kam ein Bosniak mit einem richtigen Bauchladen voll Orangen durch die Gegend, Pomeranzen sagte man damals. Dann kaufte Mutter meist eine für jeden von uns.

Ja und wenn ich von der Schule heimkam, lagen schon von Mutter die schriftlichen Aufträge bereit: „Hole Futter für die Ziegen! Hole Heu mit dem Schubkarren von einem weit entfernten Anger! Hole viel Wasser, damit der Bottich voll wird fürs Vieh und Haus (Fünf Minuten Weg)!“

Also viel Zeit zu spielen hatte ich wirklich nicht.

Und meine Kleidung, kaum etwas Neues, meist abgelegtes Geschenktes. Die Not war unser ständiger Be-

gleiter. Was meine Eltern nicht selbst erzeugten, und das war dürrftig genug, konnte fast nicht gekauft werden.

Als Beleuchtung hatten wir Petroleumlampen, für den Stall eine Laterne mit Kerze.

Aber dennoch waren wir Geschwister oft recht fröhlich und sangen fleißig in den Abendstunden.

HANS EDER (S. 243-247)

wurde 1912 in Neundling/Oberösterreich geboren. Seine Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft; sie gaben ihn 1917 zu einem kinderlosen Onkel in Andorf. Dort besuchte er die Volksschule. 1937 bis 1939 absolvierte er eine Landwirtschaftsschule.

1940 meldete er sich zur Polizei, wurde Soldat und kehrte nach der Kriegsgefangenschaft in seine Heimat zurück. 1952 heiratete er in eine kleine Landwirtschaft ein, die er bis zur Pensionierung im Jahre 1970 betrieb.

Am 1. Mai erblickte ich in Neundling (Lambrecht) das Licht der Welt.

Meine Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft, die sie einige Jahre vorher gekauft hatten.

Ich war bereits der fünfte Sohn, einer starb aber bald nach der Geburt. Nach mir kamen noch zwei Buben und zwei Mädchen. Die Wirtschaft, die meine Eltern gekauft hatten, war sehr heruntergekommen. In den Feldern wuchs so viel Unkraut, daß meine Eltern und der ältere Bruder wochenlang Unkraut jäten mußten.

1914 brach der Erste Weltkrieg aus, und mein Vater mußte auch schon bald zu den kaiserlichen Fahnen. Nun war die Mutter mit uns Kindern allein, und dabei hatte sie so viel Arbeit. Sie hatte wohl eine Zeitlang eine ältere Magd, mit der ihr aber auch nicht recht viel geholfen war.

Wir Kinder waren meist uns selbst überlassen. Damit wir nicht immer trockengelegt werden mußten, bekamen wir Röckchen (Kittel) angezogen. Als Lutscher bekamen wir ein in ein Leintüchlein eingewickeltes Stück Rohzucker, oder es war in Honig eingetaucht. Dieser wurde natürlich oft weggeworfen und dann mit dem Schmutz wieder in den Mund gesteckt. Die älteren Brüder mußten auf die jüngeren aufpassen.

Da es im Krieg fast keine Kleidung gab, mußten die jüngeren Kinder die Kleider der älteren übernehmen, die älteren aber hatten aus alten Kleidern von Erwachsenen zusammengeschniderte Kleider, die dann gewendet wurden.

Zu essen gab es auch nur sehr wenig. Im Herbst holten die älteren Brüder vom Feld Süßrüben. Diese aßen wir roh mit großem Appetit.

Einmal, kann ich mich noch erinnern, durfte ich mit Mutter zur Mühle fahren. Zwei Tiere wurden eingespannt, dann gings langsam die vier bis fünf Kilometer zum Müller. Aus einem Versteck heraus sprang auf einmal ein Hilfgendarm; er beschlagnahmte die zwei Säcke Getreide, und wir hatten schon kein Mehl mehr zum Backen.

Als ich fünf Jahre alt war, erkrankte meine Mutter an Lungenentzündung. Tante Resi, eine Schwester meiner Mutter, kam zur Aushilfe. Da hat sich ein Bruder meines Vaters, der das Elternhaus geerbt hatte und unverheiratet war, bereit erklärt, mich aufzunehmen.

Die Tante brachte mich dann zu meinem Onkel, der in Schörgern (Andorf) einen Bauernhof hatte. Eine Schwester von ihm, die schwerhörig war und nicht verheiratet, machte ihm den Haushalt. Onkel Hans hatte von seinen Geschwistern schon zwei Kinder aufgenommen, die aber um 15 bis 20 Jahre älter waren als ich und hier als Dienstmoten arbeiteten.

Ich hatte da genug zu essen, und es ging mir so ganz gut. Aber das Heimweh war öfters schlimm. Öfter ging ich vor das Hoftor und sah immer in Richtung meines Elternhauses, und die Tränen rannen mir über die Wangen. Nur ganz selten durfte ich heim zu den Eltern und Geschwistern, denn eine Tante von mir sagte immer: „Laßt den Buben nur nicht zu oft heim, sonst gewöhnt er sich nicht an euch.“

1919 starb leider mein Onkel Hans. Ein anderer Onkel, der auch ledig geblieben war, erbt den Hof. Dieser Onkel Lambert war sehr streng zu mir, und außerdem war er sehr religiös.

Beim Essen ging mir nichts ab, aber meine Kleidung war armselig. Öfter waren es alte, umgeänderte Kleider von ihm.

Anfangs Mai war der Schulanfang. Im Sommer lief ich barfuß zur Schule, im Winter bekam ich Schuhe mit einer dicken Holzsohle, mit denen man bei Schnee nur schwer gehen konnte. Für die Pause bekam ich ein Stück Brot mit, das mir öfter die hungrige Lehrerin, eine ältere Person, aus der Bank herausnahm und selber aß. Es gab ja damals so wenig zu essen, gleich nach dem Krieg.

Mit elf Jahren wurde ich gefirmt. Firmpate war mein Onkel Lambert. Die Firmung war in Schärding. Der Onkel kaufte mir zum Essen Bier, das mir überhaupt nicht schmeckte. Es gab ansonsten nichts.

In den Sommerferien durfte ich dann doch für ein bis zwei Wochen zu meinen Eltern heim. Es holten mich entweder der Vater oder die älteren Brüder. Ich mußte da immer gut zwei Stunden laufen, zirka neun Kilometer; das war die größte Freude für mich. Natürlich hatte man mich dann daheim sehr verwöhnt, und um so schwerer war dann immer der Abschied. Der Vater redete mir dann zu: „Hansl, halt durch. Du hast es dort besser, und der Onkel sagt, du bekommst einmal den Bauernhof.“ So kehrte ich schweren Herzens immer wieder zurück zum Onkel nach Andorf.

Am Anfang schlief ich im Zimmer meiner Tante, später bei meinem Onkel. Es war im Winter ein recht kaltes Zimmer.

Spielzeug hatte ich nur wenig. Ich hatte ja gleich am Anfang so ein Spielzeug kaputt gemacht. Ich war eben neugierig, was da drinnen war. So bekam ich dann nur noch selten ein richtiges Spielzeug. Es waren vier Nachbarn und bis auf einen waren überall Kinder da. Mit denen durfte ich öfter spielen. Wir gingen auch gemeinsam zur Schule. Das half mir öfter, das starke Heimweh zu vergessen, das eben immer wieder einmal kam. Der Vater besuchte mich des öfteren, das war dann wieder gut für mich.

In der Schule ging es mir ganz gut, hätte eigentlich gerne weiterstudieren wollen, aber das durfte ich nicht.

Daheim mußte ich schon bald überall ein wenig mithelfen, bei der Ernte beim Aufstellen in Puppen die ersten Garben halten, beim Einfahren die Pferde füttern und die lästigen Bremsen bei den Pferden abwehren, Jause aufs Feld bringen und so weiter. In den letzten zwei Schuljahren mußte ich schon, bevor ich zur Schule ging, bei den Kälbern ausmisten. Um 7.15 war die Schulmesse den ganzen Sommer über. So mußte ich schon zeitlich aus den Federn. Sonntag nachmittags mußte ich vom Onkel aus immer zum Segen gehen. Auch nach der Schule mußte ich jeden Bauernfeiertag morgens zur Messe gehen, im Winter in die Rorate.

Mit dreizehn Jahren mußte ich schon den ganzen Tag mitarbeiten. Bis zum 14. Lebensjahr mußte man noch in die sogenannte „Feiertagsschule“ gehen, diese war jeden Donnerstag. Es gab damals zwei Mal Ferien: Die Sommerferien zur Ernte und die Herbstferien zur Kartoffelernte. Bei den Ernten mußte ich schon immer viel mitarbeiten, es ging auch allen Bauernkindern so.

Ich war 18 Jahre alt, als ich mein erstes Fahrrad bekam; dies kaufte mir der Onkel. Lohn hatte ich bis dahin keinen bekommen. Ich mußte immer den Onkel bitten, daß er mir kaufte, was ich unbedingt brauchte. Ab 18 bekam ich Lohn, am Anfang 20, dann 25 Schilling im Monat. Ein Fahrrad kostete damals 220 bis 240 Schilling, ein guter Anzug dasselbe.

Erwähnen muß ich noch, daß ich den Bauernhof vom Onkel doch nicht bekam.